

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 5

Artikel: Savatan : in der Strafkompagnie
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

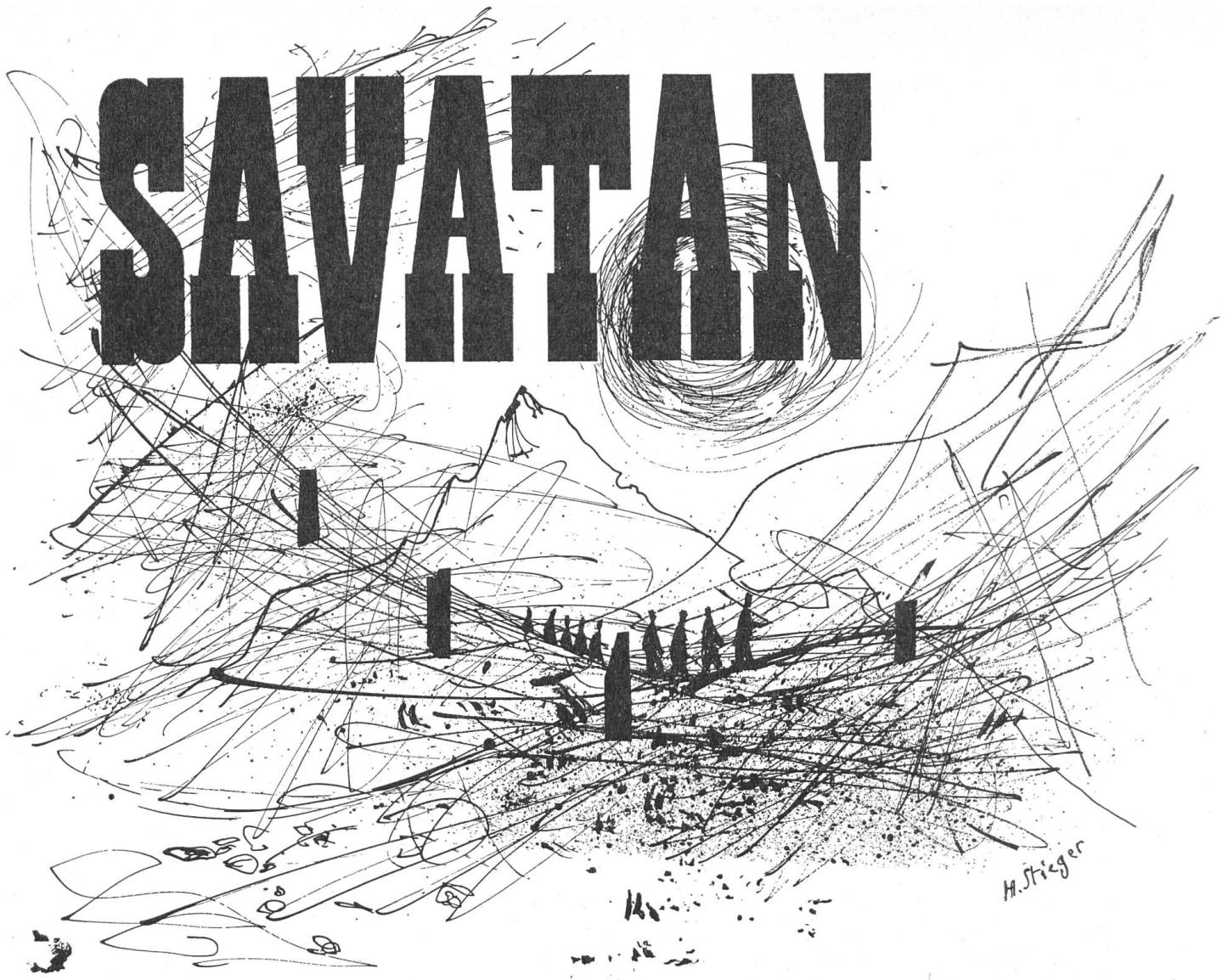
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



In der Strafkompagnie

Von * * *

Dieser Tatsachenbericht gibt Aufschluß über einen Lebensbereich, aus dem kaum je Mitteilungen in die Öffentlichkeit dringen.

Ich erhalte Savatan

Wenn einem in der RS der Korporal zum erstenmal die Pflichten einer Schildwache einrichterte, so endete sein Vortrag gewöhnlich mit dem Satz: «Und wenn ihr auf der Wache schlampig seid, schlafst oder davonlauft, so kommen die Violetten, und dann gibt's Savatan.» Das war eigentlich alles, was ich wußte, als ich einige Jahre später Savatan «bekam».

Allerdings sei gleich bemerkt, daß ich nicht als Verurteilter dort hinauf kam, sondern als Bewachungsoffizier — es schickte sich auch besser für einen jungen Infanterieleutnant.

Eines Tages — es war in einem der ersten Jahre des vergangenen Krieges — stand ich auf dem Bahnhof St-Maurice und fragte einen herumstehenden Unteroffizier nach dem Weg.

«Savatan?» fragte er und betrachtete mich forschend. Dann zeigte er auf ein Räuchlein, das sich weit oben aus einem von Felsbändern durchzogenen Walde hob. «Aber gehen Sie vorher zur Intendance; dort wird man Ihnen den Weg erklären.»

So geschah es.

Dann folgte ich dem Sträßlein, das zur Festung Savatan hinaufführte. Links und

rechts mehrten sich die Einrichtungen unserer «töricht genialen Kriege»: Zäune, Verhaue, Mauern, Panzerhindernisse und einzelne Bunker. Ich passierte das bewachte Tor, hatte aber noch mancherlei Irrwege zu bestehen, bis ich mein Ziel erreicht hatte: Caserne VI.

Die Kaserne Ich glaube nicht, daß ich militärische Geheimnisse ausplaudere, wenn ich das Lokal ein wenig beschreibe, das mich nun für zwei Monate aufnahm.

Es hieß also «Kaserne»; «Kaverne» wäre besser gewesen. Hoch oben am Hang, wo der steile Wald in eine mächtige Felswand überging, führte ein Panzertor in einen schwach gewinkelten Gang. Dieser mündete in einen großen Quergang, in dessen Außenwänden die Nebenräume lagen: Küche, sanitäre Anlagen und die Büros, zwei an der Zahl. Bergwärts des Hauptkorridors waren zwei große Mannschaftskavernen; eine davon diente den Strafgefangenen, die andere der Bewachungsmannschaft als Unterkunft.

Diese Unterkunftsräume waren eigentlich große, mit Wellblech ausgeschlagene Tunnels. Rechts und links zogen sich je zwei Pritschengräber hin. In der Mitte standen Bänke und Tische.

Platz war reichlich vorhanden, besonders in der Kaverne der Bewachungsmannschaft. Darin hatte sich zuhinterst das Dutzend Unteroffiziere behaglich eingerichtet, während auf den obren Pritschen zunächst der Türe Verschläge für einige Offiziere errichtet worden waren. Die Offiziere schliefen auf Feldbetten; als weitere Möbelstücke standen ihnen einige Kisten zur Verfügung.

Belichtung und Ventilation waren in Ordnung; aber man fühlte sich doch als Höhlenbewohner.

Willkommen Ich meldete mich auf dem Büro. Es war eigentlich der Kommandoraum, eine Kaverne, die dem Kommandanten und den meisten Offizieren als Unterkunft diente und zugleich das Kompagniebüro enthielt.

Zwei Männer empfingen mich. Der eine war der Kommandant, ein Oberleutnant. Dieser überschüttete mich, kaum daß er meinen Namen wußte, mit einem Strom von Schmähungen. Ich hätte nämlich sechs Tage früher einrücken sollen.

Mein schriftliches Aufgebot, das mir am

selben Morgen von unserem Bataillon ausgehändiggt worden war, wusch mich sündenrein; aber das Donnerwetter ging noch eine Zeitlang weiter. Es entlud sich jetzt über die Festungsverwaltung, über irgendeine Sektion im Armeestab, über meine Heereseinheit, mein Regiment, mein Bataillon, meine Kompagnie und zuletzt doch wieder über mich.

Endlich hörten die Detonationen auf, und der zweite Mann trat auf, ein Feldweibel, nach Art und Sprache ein Basler. Er nahm meine Personalien auf; ich wunderte mich ein wenig, weil die Fragen und Bemerkungen des schneidigen Feldweibels sich ziemlich am Rande der Höflichkeit bewegten. Zum Schluß verlangte er meine Pistole, was ich ihm lachend abschlug.

Hier schaltete sich wiederum der Kommandant ein, um seinerseits grinsend das Mißverständnis des Feldweibels aufzuklären. Dieser hatte auf Grund aller Indizien vermutet, ich sei als Sträfling eingerückt, daher der schofle Ton. Der Feldweibel entschuldigte sich sehr; er hätte übrigens wissen müssen, daß verurteilte Offiziere ihre Strafe nicht in Savatan, sondern in Andermatt absitzen mußten.

So endete der schlechte Empfang mit befreiendem Gelächter. Aber ich dachte: «Ein kurioses Land und kuriose Leute.»

Der Stab Der Feldweibel übernahm es dann, mir die ersten Unterweisungen zu erteilen. Er führte mich durch die Räume und zeigte mir meine Schlafstelle in der großen Kaverne.

Gegen Abend rückte die Kompagnie ein, und ich lernte die andern Offiziere kennen. Den Kommandanten kannte ich bereits. Der erste Eindruck von diesem Menschen war schlecht; ich fand leider keinen Grund, diese Auffassung zu korrigieren. Er war allerdings nicht ein bösartiger Kerl, sondern einfach ein Hypochonder. Wie weit er so veranlagt und wie weit seine sauertöpfische Art «klimabedingt» war, weiß ich natürlich nicht. Aber er war nun schon ein Jahr da, und ich lernte mit der Zeit begreifen, daß einer hier oben allerhand auflesen konnte.

Ferner war da eine umfangreiche, ältere Gestalt, die mit «Aumônier» angeredet wurde. Das wäre also der Feldprediger gewesen; hier oben amtete er aber wirklich als Almosner. Unser Aumônier hatte nicht Hauptmannsrang; er trug einfach eine Soldatenuniform ohne

Gradabzeichen, aber mit schwarzen Ärmelaufschlägen. Bei diesem jovialen, trinkfesten Waadtländer, dem das Moralisieren vollständig fremd war, gingen die Détenus ein und aus; da sein Verschlag gegenüber dem meintigen lag, sah ich die Soldaten, wenn sie das Leiterchen auf seine Pritsche hinaufkletterten, um sich Rat oder Hilfe zu holen. — Von uns allen war der Aumônier der einzige, der bis zu einem gewissen Grad das Vertrauen der Détenus genoß.

Diese zwei — der Kommandant und der Aumônier — gehörten zum festen Inventar, ebenfalls der Koch, ein ehemaliger Détenu, der nach Verbüßung seiner Strafe freiwillig Dienst leistete. Von diesem sei nur gemeldet, daß er ausgezeichnet kochte.

Das andere «Gestäbe» war gleich mir auf zwei Monate kommandiert, dergestalt, daß die Heereseinheiten mit ungeraden Nummern je einen Subalternoffizier und die andern Heeres-einheiten je zwei Unteroffiziere zu stellen hatten. Nach zwei Monaten wurde die Sache umgedreht, so daß immer alle Heeresteile und damit auch alle Landesgegenden vertreten waren. Das war so weit in Ordnung; denn in der Kompagnie waren auch Deutschschweizer, Welsche und Tessiner. Schon aus sprachlichen Gründen mußte also das Kader ähnlich gemischt werden.

Aber die Auswahl war doch zu zufällig. Vor allem waren wir alle zu jung; außer dem Kommandanten und dem Aumônier war keiner dem Auszugsalter entwachsen. In einer normalen Kompagnie sind junge, schneidige Offiziere sehr wohl am Platz; da können sie ihren Speuz zeigen und meinewegen auch die Hörner abstoßen. Aber die Strafkompagnie war eben keine normale Kompagnie.

Die Strafkompagnie In den Zeitungsberichten über die Verhandlungen der Divisionsgerichte steht etwa vermerkt, es sei dem Delinquenten der militärische Strafvollzug zugebilligt worden. Die Strafkompagnie in Savatan war damals die Institution, wo solche militärische Strafen vollzogen wurden.

In der Regel wußten wir nicht, warum ein Soldat hier oben war. Der Kommandant allerdings setzte sich ins Bild, aber er gab meist nur Auskünfte, wenn er nicht nüchtern war. Wir hätten allerdings die Détenus fragen können; aber wir taten es natürlich selten.

Meistens betraf es Vergehen gegen die Dis-

ziplin: Nichteintrücken, Wachtvergehen, unerlaubte Entfernung, Ungehorsam, Befehlsverweigerung, Nichtbeachtung von Dienstvorschriften, Tätigkeiten gegen Vorgesetzte und dergleichen mehr. Häufig trafen mehrere Tatbestände zu. Auch Dienstverweigerer gab es, sowie Fremdenlegionäre, die wegen Schwächung der Wehrkraft verurteilt worden waren.

Gemeine Delikte, so vor allem Kameraden-diebstahl, wurden in den zivilen Strafanstalten gesühnt. Eine Verurteilung mit militärischem Strafvollzug besagte also unmöglich, daß die Richter den Angeklagten nicht einer unehrenhaften Gesinnung bezichtigten.

Das heißt nun wiederum nicht, daß alle Delikte aus ehrenhaften Motiven heraus begangen wurden. Genau genommen trifft dies bei einer einzigen Kategorie zu: bei den Dienstverweigerern aus religiösen Gründen. Die meisten andern Détenus mußten in Savatan eine Dummheit ausbaden, die sie im Affekt oder bei verminderter Zurechnungsfähigkeit begangen hatten, deutlicher gesagt: im Rausch.

Der Kommandant, selber beileibe kein Abstinenz, behauptete, 90 % unserer Leute seien wegen des Alkohols in der Strafkompagnie. Die wenigsten davon waren chronische Säufer, sondern Pechvögel, Opfer einer schwachen Stunde, Opfer auch von idiotischen Saufgebräuchen, wie sie von hoch und niedrig in unserer Armee praktiziert wurden.

Wie es zuging Zwei Beispiele mögen zeigen, wie solche Delikte zustande kamen.

Eine Fliegerabwehrstellung in Dorfnähe, zur Zeit der deutschen Überfliegungen im Frühsommer 1940. Nach mehreren Tagen erhöhter Alarmbereitschaft gibt der Lieutenant einem Teil der Mannschaft frei im Rayon des Dörfleins. Ein Soldat geht mit andern ins Beizli, lernt ein Mädchen kennen, verabredet sich mit ihm an einer stillen Waldecke, trifft sich dort mit der Flamme, spaziert mit ihr ins übernächste Dorf (wo Tanz ist), versäumt die Zeit der Heimkehr, betrinkt sich eigentlich aus Angst und wird in der Nacht geschnappt. — Savatan.

Das andere Beispiel:

Große Manöver in der Nordschweiz zur Winterzeit. Die mitleidigen Bauersleute laufen der Truppe mit Kafi nach. Ein Meldefahrer, weniger unter Kontrolle und anscheinend nicht

immer auf Hochtouren beschäftigt, erwischte zuviel von dem süßen Zeug (das natürlich viel «avec» enthält). In einer Tenne liegt der arme Sünder mehr oder weniger bewußtlos, während die Kompagnie abmarschiert. Das Velo behändigt glücklicherweise ein Kamerad. Ein Zug Infanterie hat noch bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Stellung zu halten, um den Rückzug der Truppe zu decken. Der Zugführer entdeckt den käsig-grünen Schläfer, versucht ihn zu wecken, was mißlingt, worauf der Zugführer achselzuckend geht.

Ein klassischer Fall für Savatan, wenn es programmgemäß geht. Aber zufälligerweise kehrt der Hauptmann noch einmal zu seiner Nachhut zurück, und der Zugführer erzählt von dem unappetitlichen Anblick im Tenn. Der Hauptmann betrachtet sich den Mann und sagt: «Wenn wir ihn liegenlassen, so ist er morgen 40 km neben seinem richtigen Standort und somit ein Fraß für die Violetten. Wir machen es anders.» Dann liest er die zwei stämmigsten Soldaten des Zuges aus, verteilt ihre Packungen und Waffen auf Kameraden. Die zwei Riesen nehmen den Schläfer in die Mitte und schleppen ihn buchstäblich auf dem Rückmarsch, bis er nach und nach erwacht und seine Beine selber zu gebrauchen versucht. Die Beteiligten werden diesen Marsch über mehr als 35 km nie vergessen, am wenigsten der Hauptdarsteller.

Dem Hauptmann kann von zarten Gemütern Roheit vorgeworfen werden, ebenfalls den zwei Grenadiere, die ihre Last nicht eben sanftmütig behandelten. Aber im Grunde war es wirkliche Kameradschaft, die da geübt wurde. Jedenfalls bedankte sich der wieder nüchtern gewordene Soldat nachher sehr — ganz abgesehen von der guten Lehre, die er aus der Geschichte zog.

In Savatan hatte ich oft das Gefühl, viele Gerichtsfälle hätten durch geschickteres Verhalten der Offiziere in den Einheiten vermieden werden können. Ich will nicht der Schlamperei von oben das Wort reden; aber durch frühzeitiges Einschreiten, durch weise Mäßigung, durch ein bißchen Humor und vor allem durch gutes Vorbild wäre mancher arme Teufel vor der Strafkompagnie bewahrt geblieben.

Der Strafantritt Ich habe nie einer Verhandlung vor Militärgericht beiwohnt; ich weiß also nicht, wie es da zu- und herging. Aber wenn das Urteil gesprochen und

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Grüpf

Wie oft nennen wir ein drolliges kleines Kind scherhaft einen *Grüpf*. Wer aber weiß, was das so häufig gebrauchte Wort wirklich bedeutet? En chlyne Grüpf ist eigentlich ein kleines, mißratenes, verwachsenes Wesen. Grüpf ist nichts anderes als die schweizerdeutsche Form des Wortes *Krüppel*.

Verwandt mit unserem Wort sind *krumm* und *Kropf*, verunstaltende Anschwellung am Halse. Alle diese Wörter drücken die Idee des fehlerhaft Entwickelten aus. Mit Grüpf hängt das Verb *gruupen* zusammen. Gotthelf schreibt: «Die Bauerntöchter gruupten... im Garten herum.» Auch in diesem Wort drückt sich das Mißbildete, Gnomenhafte aus; *gruupe* heißt kauern, hocken oder in der Mundart huure. Dazu paßt eine Bezeichnung der auf der Erde «hockenden» Bohnenart, der Höckerli; sie werden auch *Gruupe* genannt. Das Wort scheint mit französisch *s'accroupir*, niederkauern, verwandt zu sein.

Wieso kann nun eine Mutter dazukommen, ihr Kindchen einen Krüppel zu nennen? Aus der Schriftsprache sind uns ähnliche Fälle bekannt. Sie nennt ein kleines lebhaftes Kind einen kleinen *Racker* oder einen kleinen *Schelm*. Der Racker aber ist eigentlich ein Henkersknecht, der Schelm sogar ein Aas, eine Tierleiche. Grüpf verwendete man anfänglich wohl als Schelte; dann aber verlor das Wort die Bedeutung des Mißratenen und wurde zu einem Kosewort. Aus dem Krüppel wurde ein lustiger kleiner Knirps.

Johannes Honegger

in Rechtskraft erwachsen war, dann geschah in der Regel folgendes: Der Verurteilte erhielt einen Marschbefehl nach St-Maurice. Allein reiste also ein verurteilter Soldat zu seinem Strafort. Gelegentlich verstrich zwischen Verhandlung und Strafantritt noch eine gewisse Zeit. Dann reiste eben ein Verurteilter von daheim aus «feldmarschmäßig ausgerüstet» nach St-Maurice und meldete sich dort auf der Fortverwaltung. — Ich gestehe, daß mir das, obwohl ich es damals x-mal erlebt habe, je länger desto merkwürdiger erschien; zuletzt traute ich meiner eigenen Erinnerung nicht mehr recht und ging einen ehemaligen Détenus fragen. Es verhält sich wirklich so.

Das kann einem Eindruck machen. Eine Armee, die noch ihren gefallenen Söhnen so viel Disziplin zutrauen darf, daß sie einen so schweren Gang allein tun, eine solche Armee ist gut, wenn auch der Paradeschritt etwas klobiger ausfallen mag als in andern Armeen. Als ich dessen zum erstenmal inne wurde, erfaßte mich richtiger Stolz auf unser Land.

Der Empfang bei der Fortverwaltung war sehr geschäftsmäßig. Wie jeder Dienst fing auch die Strafe mit Warten an. Jeden Tag zweimal holte nämlich ein Unteroffizier der Bewachungstruppe die Détenus ab, die sich in der Zwischenzeit bei der Intendance angesammelt hatten. Der Unteroffizier besorgte zugleich die Post und den Kurierdienst. Manchmal brachte er einen, manchmal mehrere und oft auch keinen Gefangenen mit sich.

Die Zeit bis zum Eintreffen des Kuriers waren die Détenus eigentlich noch frei. Sie lagen dann unter den Bäumen um das Haus der Fortverwaltung herum. Es kam auch vor, daß einer sich ins Beizlein begab, um sich Mut für das Kommende anzutrinken. Mehr als einer trank dann auf Vorrat und war kaum marschfähig; dann wurde er ganz einfach in das alte Schloß von St-Maurice gebracht, wo er als Arrestant den Rausch ausschlafen konnte. Er kam dann am nächsten Tag mit dem neuen Schub nach Savatan hinauf.

Bei uns oben wurde seine Ausrüstung inspiziert wie bei jedem Einrücken, vom Kaputt, dem Waffenrock und den Hosen, dem Tornister, dem Brotsack und der Feldflasche bis zu den Knöpfen im Mannsputzzeug. Dann wurden Exerzierkleider gefaßt. Waffen und Munition wurden abgegeben; das Zeug hätte das feuchte Höhlenklima nicht gut ertragen und eben — hier sollte nicht geschossen werden.

Der Tageslauf

Jeder Tag begann mit Frühturnen, einer platonischen Angelegenheit. Bei der bunten Zusammensetzung der Kompagnie und beim Fehlen eines ebenen Platzes sah das Frühturnen ungefähr so aus: Der Tagesoffizier (der einzige Offizier, der so früh aufstand) trabte mit der Kompagnie zwei, drei Straßenkehren hinab, hielt an, machte ein paar Freiübungen vor, die schlecht und recht nachgeahmt wurden, und dann kehrte man in die Kaserne zurück.

Nach dem Morgenessen wurde ausgerückt. Der größte Teil der Leute wurde ins Rhonetal hinuntergeführt, wo einige Landparzellen gerodet und bepflanzt werden sollten.

Ein anderer Teil der Mannschaft wurde der Festungsverwaltung zugeteilt; diese Leute dienten dem Festungspersonal als Handlanger beim Ausbessern von Wegen, bei Transporten oder auch in der Bäckerei.

Einige wenige wurden oben in der Kaserne als Küchenmannschaft und als Offiziersordonnanzen verwendet. Selbstverständlich kamen für diesen Dienst die zuverlässigsten Leute in Frage; die Kommandierung auf diese Posten war als Auszeichnung gedacht.

Beim Aus- und Einrücken herrschte Redeverbot. Vor dem abendlichen Einrücken sollte exerziert werden. Da die Leute keine Waffen trugen und nach Waffengattung und Ausbildungsgrad hoffnungslos verschieden waren, konnte nur mager exerziert werden: Sammelübungen, Marschieren, Wendungen sowie die Achtungsstellung, wobei einige HD auch das nicht konnten und die Angehörigen der Kavallerie den rechten Fuß zur Achtungsstellung anzogen. Rief der kommandierende Offizier einen Soldaten auf, so traf es sicher gerade einen Tessiner, der die deutschen Kommando-worte nicht verstand.

Nach dem Hauptverlesen war die Mannschaft «frei», d. h. sich selbst überlassen. Von Ausgang war natürlich nicht die Rede. Die meisten lagen auf den Pritschen, dösten vor sich hin oder schrieben. Andere jaßten an den langen Tischen. Eine Bücherkiste der Volksbibliothek vermittelte Lektüre. Ein begabter Sänger hatte einen Chor gegründet — mit obrigkeitlicher Bewilligung natürlich. Der Chor sang recht gut. — Viel freie Zeit wurde mit uferlosen Diskussionen totgeschlagen; dabei sollen persönliche Verbitterung und die deutschen Siege auf den Kriegsschauplätzen zu allerhand Kombinationen Anlaß gegeben

haben. Wir achteten nicht darauf. Vielleicht war das fahrlässig, wahrscheinlich war es besser so.

«Vingt-deux» Trat am Abend ein Offizier in die Kaverne — das tat man nicht, ohne daß man grad mußte —, so ging ein leises Geflüster durch die Pritschen. «Vingt-deux» hieß der Alarmruf. Damit wurden die diskutierenden Gruppen gewarnt, hauptsächlich aber galt es den Rauchern.

Ich weiß nicht, warum gerade dieses Wort als Warnung diente. Eine Erklärung wäre die: Es mochte vielleicht früher Mode gewesen sein, daß der Tagesoffizier um 22 Uhr Lichterlöschen befohlen hatte, indem er die Zeit in den Mannschaftsraum rief, so daß das Erscheinen eines Offiziers automatisch die Vorstellung der Zahl 22 auslösen mußte.

Das Rauchverbot wurde beharrlich übertritten. Rauchen war gestattet am Mittwoch- und Samstagabend sowie am Sonntag über Tag. Ich muß gestehen, daß wir nicht so eisern auf das Erwischen von Rauchern erpicht waren. Wenn einer wiederholt in flagranti ergriffen wurde, so konnte es scharfen Arrest im Schloß unten absetzen.

Oft kam es vor, daß die Rauchtage sistiert wurden, dann nämlich, wenn Unbotmäßigkeit vorkamen, für die man nicht einzelne am Wickel nehmen konnte. Es gab nun Leute, die darauf ausgingen, Reibereien zu provozieren.

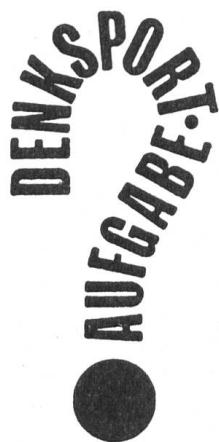
Ich entsinne mich eines Jünglings mit hübscher, leerer Visage, der jede Gelegenheit ergriff, um durch Unpünktlichkeit oder durch Rauchen aufzufallen. Den diktirten Arrest nahm er gelassen in Kauf. Ich glaube, sein Vergnügen bestand weniger darin, eingesperrt zu werden, als darin, seinen Kameraden das Leben zu vergällen. Ein ehemaliger Détenus sagte mir: «Wir hatten leider einige Kerle unter uns, die man täglich hätte an den Hintern stüpfen sollen.»

Die große Mehrheit aber bestand aus Männern so gut und brav, wie unser schweizerischer Durchschnitt nur irgend sein kann.

Die Détenus unter sich Ich weiß offengestanden wenig vom Verhältnis der Détenus unter sich; wir hatten zu wenig Kontakt mit ihnen. Allgemein schien die Kameradschaft nicht über das Flüstern des «Vingt-deux» hinauszugehen. Wurde einer erwischt, so konnte man selten Bedauern feststellen. «Dä händs aber schön gschnappt», hieß es eher anerkennend.

Ich weiß allerdings auch, daß einzelne Détenus zusammenhielten. Ehemalige, besser situierte Kameraden ließen sogar dem Aumônier Liebesgaben zukommen.

Es gab auch eine Kompagnieehre. Wir stellten das bei einem eigentümlichen Anlaß fest: Zwei höhere Unteroffiziere waren angekommen; einer von ihnen hatte nach meinem Erinnern eine Strafe von einem Jahr — das Maximum — anzutreten. Beide waren in die gleiche Affäre verwickelt gewesen: sie waren schuldig geworden am Tode eines Mädchens, weil sie als empfängnisverhütendes Mittel irgendein Gift verwendet hatten, das aus der Veterinärkiste gestohlen war. Die Presse hatte über den Fall ziemlich eingehend berichtet; aus diesen Berichten hatte übrigens mehr Bedauern und Mitleid gesprochen als Abscheu. In der Kompagnie hätte man ohne Zweifel die beiden aufgenommen wie andere auch. Aber die zwei führten sich dumm auf. Anstatt möglichst unbemerkt in der Menge zu verschwinden, «gaben sie hoch an». Das nahm die Kompagnie nicht an. Nach einigen wenigen Tagen schwoll das Volksgemurmel zu einer kleinen Meuterei an, die bis ins Büro bemerkbar wurde. Die Détenus weigerten sich kategorisch, mit den beiden Sündern irgendwie Gemeinschaft zu haben. «Wir dulden keine Mörder unter uns», lautete der Schrei. Man konnte



Nochmals eine Aufgabe für Anfänger.
Einmal spazierte ich mit meinem Maiteli im Sportwagen. Da traf ich eine Bekannte, die sagte: «Nai wie härig, isch das die Jüngscht?» Ich erwiederte vergnügt: «Nein, die Zweitjüngste und Drittälteste!»

Frage: Wie viele Kinder habe ich?

Auflösung auf Seite 48

endlich die aufgeregten Gemüter etwas beschwichtigen, und da die beiden merkten, was es geschlagen hatte, stiegen sie von ihrem hohen Roß herunter, worauf es allgemach still wurde.

Psychologischer Exkurs Menschen sind wie Ge-
wehre: einige haben einen
harten, andere einen feinen
Abzug — auch in einer Strafkompagnie.

Ich war baß erstaunt, als mir am Anfang der Kommandant befahl, tagsüber «im Haus herum» keine Waffe zu tragen und dazu bemerkte, die Détenus sollten sich nicht bedroht fühlen. Ich kann heute ebensowenig wie damals entscheiden, ob sich die Détenus gekränkt gefühlt hätten, wenn wir Offiziere im Kriegsschmuck herumgelaufen wären. Aber eines merkte ich bald: daß ich nicht in eine Bande von hartgesottenen Rowdies hineingeraten war, sondern in eine wahre Schule der Empfindsamkeit.

Ich erkläre mir das so: Das Wissen um begangenes Unrecht, das Schuldgefühl, mehr aber noch das Bewußtsein erlittenen Unrechts, beide führen zu Überempfindlichkeit. Welche Ursache die Empfindlichkeit auch haben mochte, jedenfalls taten wir gut daran, uns danach zu richten. Das Verbot von Wehr und Waffen war eine solche Rücksichtnahme.

Ferner wurde wenig gebrüllt. Damals war starkes Feldgeschrei noch im Schwange in der Schweizer Armee, übrigens ohne daß jemand daran gestorben wäre. Aber in Savatan herrschte ein Ton so zart und leise, wie ihn die schönste Armeereform nicht hätte erfinden können. Einzig der Kommandant trainierte gelegentlich sein Organ, aber meist nur gegenüber dem Bewachungskader.

Man merkte den Grund zu diesem feinen Singen erst, als ein Leutnant sich vergaß und in der Aufregung einige Détenus mit einem Kraftwort seiner ostschweizerischen Heimat belegte; ich kann es hier schicklicherweise nicht wohl anführen. In einer gewöhnlichen Kompagnie hätte ein beleidigter Soldat eine dienstliche Unterredung verlangt, der Leutnant hätte sich entschuldigt, und ein fester Händedruck hätte den Zwischenfall abgeschlossen. Nicht so in Savatan. Hier wurde das Schimpfwort zu einer Quelle schwerer Verbitterung, Stoff für halblaute Gespräche mit haßerfüllten Seitenblicken.

Der Kommandant selber verletzte die Dé-

tenus andauernd, ohne es zu wollen. Er war sehr nachlässig im Erwidern des militärischen Grußes. Es war Mangel an Aufmerksamkeit oder an Kinderstube; für die Détenus war es eine bewußte Geste der Verachtung. «In seinen Augen sind wir alle Schwerverbrecher», lautete der Schluß.

Der Dienstbetrieb gab sonst genug Anlaß zu Ärgernis. Die verwaschenen Arbeitskleider, die alten Käppi, die gefaßt werden mußten, das Deponieren der Waffen, das Abgeben der Barschaft beim Einrücken und vor allem die Postzensur gehörten dazu.

Cafard Wenn ein Détenu auffällig stumm und trübsinnig abseits saß oder wenn es ohne ersichtlichen Grund wegen einer Kleinigkeit einen erregten Wortwechsel gab, so lautete die Diagnose auf Cafard.

Unser Koch hat seine Arbeit zwei Monate lang tipptopp erledigt. Plötzlich kriegt er den Koller; er betrinkt sich am heiter-hellen Tage. Der Aumônier spricht ihm gütig zu; es hilft gerade für zwei Tage. Wiederum interveniert der Pfarrer. Nach abermals zwei Tagen erlaubt sich der Rechnungsführer in der Küche eine unvorsichtige Bemerkung über den großen Brotkonsum der Kompagnie. Am Abend ist das Essen versalzen. Der Tagesoffizier (ich) läßt einen Kommentar fallen. Am andern Mittag ist die Suppe ungenießbar. Diesmal schweige ich, dafür ziehe ich am Abend einen dreizölligen Nagel aus den Spaghetti. Diesen Nagel bringe ich nun freilich in die Küche zurück; der Koch, krank vor Cafard, wirft mit Frechheiten um sich. Nun mischt sich der Kommandant ein — auf seine Weise: er gibt dem Koch verlängerten Ausgang, damit er in St-Maurice den Cafard abreagieren könne. Der Koch tut es; er rückt allerdings nicht ein, sondern fällt um Mitternacht die Schildwache unten am Tore an und wird nur aus Zufall nicht angeschossen. Den Rest der Nacht verbringt er im Straßengraben und die nächsten Tage im Schloß. — Er kehrte nicht mehr in die Kompagnie zurück, während ich dort oben war. Nach der Lage der Dinge mußte er vor Militärgericht kommen.

Unser Putz und Kellner war ein kleiner welscher Détenu, eine wahre Perle. Er hatte zehn Jahre Fremdenlegion und sonst allerhand hinter sich. Er erzählte nie davon; schweigsam, höflich und zuvorkommend huschte sein kleiner Schatten herum. Bei ihm schien es

keinen Cafard zu geben. — Nun wurde in der Nachbarschaft unserer Kaserne gesprengt; Nacht um Nacht hörten und spürten wir die dumpfen Detonationen im Fels. Eines Abends vor dem Nachtessen geschah im Sprengstollen wohl etwas Unvorhergesehenes; denn nach einer starken Explosion rieselte Gesteinsstaub von der Decke der Mannschaftskaverne. Zugleich füllte sich der Raum mit dem durchdringenden, süßlichen Gestank, den gewisse Sprengstoffe verbreiten. Die Détenus, die auf das Essen warteten, fingen an zu schimpfen: «Jetz wänds is no vergifte, die Chäibe!» Natürlich befahl man die Räumung des Kantonments, bis sich Staub und Gestank verzogen hatten. Alle gingen gern, nur unser Putz blieb drin und schnupperte verzückten Ange-sichtes in der verpesteten Luft. Ich wollte ihn hinausweisen, aber er sagte: «Oh, ist nicht Gestank, riecht gut, macht wie Wein im Kopf, wie Schlacht, bum, bum.» — Ich ließ ihn drin; es war Cafard, sein Cafard.

Am schlimmsten dran war der Kommandant. Nach seiner langen Dienstzeit war er am Ende seiner Nervenkraft. Seine Grobheit, sein Mißtrauen, seine kleinen und großen Schikanen, sein Jammern und vor allem sein Alkoholkonsum sprachen deutlich genug.

Erschwerende Umstände

Vielerlei verbitterte das Leben der Détenus. Vor allem litten viele unter materiel-

len Sorgen.

Die Strafzeit war natürlich nicht besoldet, doch wurde bei guter Arbeit und Aufführung eine Entschädigung von einigen Batzen täglich gutgeschrieben. Schwer fiel ins Gewicht der Ausfall des Lohnausgleiches. So kam manche Familie «auf die Gemeinde».

Wir erfuhren davon aus den Korrespondenzen. Denn — eine vielleicht notwendige, aber harte Demütigung — die Post wurdezensuriert. Als ich zum erstenmal einen Stoß Briefe zu zensurieren bekam, ging ich voll Spannung ans Werk; aber bald war es mir die verhaftete Arbeit.

Ich kann heute nicht mehr alle Gesichtspunkte aufzählen, die bei der Zensur weg-leitend waren. Es durfte nichts über die Örtlichkeit geschrieben werden, da man sich immerhin auf Festungsgebiet befand. Unterdrückt wurden Mitteilungen über angebliche schlechte Behandlung — weil es nach unserem Dafürhalten nicht der Wahrheit entsprach.

Äußerungen wie «es gefällt mir nicht» oder «der Dienst ist streng» gingen natürlich durch.

Beanstandete Briefstellen wurden mit einer Säure ausgewischt. In die Lücken kam der Stempel «Censure» so oftmal, bis die Lücke ausgefüllt war.

Die Zensur fand ein Ende, wenn wir mit unsren Sprachkenntnissen am Hag waren. Deutsch und Französisch bereiteten keine Schwierigkeiten. Mit dem Italienischen war es so eine Sache; unsere Kenntnisse in dieser Sprache reichten etwa so weit, wie die Inschriften in den Eisenbahnwagen gehen. Aber man wahrte das Gesicht und zensurierte eisern. Zwei Rätoromanen allerdings schickten ihre Post wohl durch das Büro, aber restlos ohne Kommentar von unserer Seite. Wir trösteten uns damit, daß die beiden anständige Bur-schen seien.

Ein Studierter unter den Détenus fing dann an, englische Brocken in die Briefe an seinen Schatz zu mischen. Da es sich um das übliche Filmgeflüster handelte, verstanden selbst wir es und ließen das süße Zeug fliegen. Als ein ganzer englischer Brief aufmarschierte, ließ man ihn auch passieren; aber auf höchste Order mit dem deutlichen Vermerk, die Korrespondenz habe in den vier Landessprachen zu erfolgen. Ich hoffe nachträglich, der Brief habe heitere Leser gefunden.

Einzelne Typen Der Fremdenlegionär

Wir hatten damals einige ehemalige Fremdenlegionäre. Sie fielen meist nicht auf, und wenn sie es taten, so nicht unangenehm. Unsere Ordonnanz habe ich schon vorgestellt; dieser Mann erfüllte seine Pflichten vollkommen; wie der Butler in einem englischen Schauspiel. Die andern Legionäre taten ihren Dienst in der großen Masse der Détenus geräuschlos; sie besaßen das Savoir vivre, um mit der Strafzeit besser fertig zu werden als die meisten andern. Beim samstäglichen Ausmarsch wurde gelegentlich in der Gamelle abgekocht; ich hielt mich dabei immer an die Gruppe, in der ein Legionär Regie führte. Dieser verstand immer sofort, trockenes Holz zu finden und im Nu eine gute Suppe herzuzaubern.

Foto: Jakob Tuggener

Ach, wie verführerisch! Seifen-Attrappe im Schaufenster eines Coiffeurs

*Der Dienstverweigerer aus religiösen
Gründen:*

Kopfzerbrechen bereitete mir und auch andern ein sanfter junger Mann, Dienstverweigerer aus religiösen Gründen. Er fiel mir auf, weil er sich konstant mit «Détenu» anmeldete. Ich ersuchte ihn, sich mit seinem militärischen Grad anzumelden, was er glatt abschlug. Als ich den Grund zu dieser Renitenz in so unwichtiger Sache wissen wollte, erklärte er mir seinen Standpunkt. Er wollte einfach unter keinen Umständen Soldat sein. Die Strafe war er zu tragen gewillt, aber als «Détenu», nicht als Flab-Soldat. Daß er hier oben die Uniform tragen mußte, belastete sein Gewissen; deshalb hatte er schon die Richter angefleht, ihm nicht militärischen Vollzug zu diktieren. Allein, die Richter, überzeugt von seiner ehrenhaften Gesinnung und stur auch in ihrem Wohlmeinen, übten Gnade und sprachen Savatan aus. — Übrigens hatte der Mann ein Gesuch hängig, seine Strafe doch noch in einer zivilen Strafanstalt absitzen zu dürfen. Dieses Gesuch kam von oben herab zur «Vernehmlassung» zum Kommandanten, und dieser übergab es mir zur Beantwortung; mein Gutachten sollte so abgefaßt sein, daß dem Mann der Wunsch gewährt würde. Es war eine harte Nuß; denn der böseste Wille konnte nichts erfinden, was zu einer Strafverschärfung — das war die begehrte Versetzung juristisch — hätte führen können. Schlußendlich machte ich nach berühmten Mustern ein «Sowohl-als-auch-Gutachten», in dem der Mann hochtonend gelehrt als «religiös-asozial» gebrandmarkt wurde. Darauf wurde dem Gesuch entsprochen. Der Mann dankte rührend. — Ich gestehe unumwunden, daß sich in mir die Überzeugung seither gefestigt hat, daß es ein Schandfleck für unser Land ist, wie wir mit den Dienstverweigerern aus unbestritten nur religiösen Motiven umspringen.

Der Militäridiot:

Das ist kein Schimpfwort, beileibe nicht. Der grobe Militärjargon bezeichnet damit einfach die Leute, die nun mal nicht für dieses Handwerk geboren sind. Ich traf einmal mit einem Soldaten zusammen, der mich mit einer kleinen Verbeugung und einem «Guten Morgen,

Foto: Daniel

Frau nach der Tombola

Herr Hauptmann» begrüßte (ich war Leutnant), dann, seinen Fehler ahnend, mit der Hand grüßen wollte, in dieser Hand leider ein Gewehr vorfand und endlich mit der linken Hand salutierte — also das war ein Militäridiot. Meistens bilden solche Leute das Geißel der Truppe; sie bevölkern an Inspektionstagen die Küche. In der Strafkompagnie war einer, der meiner Ansicht nach aus keinem andern Grund da oben war als wegen völliger Militäruntauglichkeit. Daneben war er Student und somit kaum dumm; aber alles Militärische hatte bei ihm nichts verloren. Er konnte sich nicht einmal die Uniform richtig anziehen, geschweige denn einen Schritt tun, ohne irgendwie einen Militärkopf herauszu fordern. Den Grund zu seiner Verurteilung weiß ich nicht, aber ich kann mir ungefähr vorstellen, wie es gegangen sein wird.

Farinet:

Er hieß natürlich nicht so; er war nicht einmal Walliser, doch stammte er aus einem weltfernen Bergnest. Er war in einem furchtbaren Zustand eingerückt: die Kleider voll Mottenlöcher, ebenso die Behaarung des Tornisters, jedes Stücklein Metall mit Rost oder Grünspan überzogen, die scharfe Munition nur noch zum Teil vorhanden. Er war Dienstverweigerer aus einem unabändigen, geradezu wilden Freiheitswillen heraus, der nicht begreifen konnte, warum einem die Herren von Bern zu solchen Schikanen zwingen konnten. Seine Haltung uns gegenüber war nicht unverschämt, aber ohne eine Spur von Reue oder Furcht. Dieser braune Kerl mit seinem blitzenden Lachen war mir gar nicht so unsympathisch.

Abschied Ich schied nach zwei Monaten von Savatan, durch die sitzende Lebensweise in der Höhe ein bleicher, feister Grottenmolch geworden, mit dem bedrückenden Gefühl, an einem sehr unvollkommenen Werk mitgewurstelt zu haben.

Und doch ging ich nicht ohne Hoffnungsschimmer: Während der zwei Monate hatten wir gelegentlich Besuch bekommen — nicht von belaubten Herren. Ein Arzt und ein Jurist waren mit klugen Augen und unangenehmen Fragen durch die Kompagnie gegangen. Viel, viel später einmal vernahm ich, die Strafkompagnie sei nun auf dem Zugerberg. Ich hoffte und hoffe noch, daß nicht nur der Ort verändert wurde.